

war eines der Lieblingslieder Marc Sangniers und seiner Gefährten. Auch er geriet mit der Besatzungsmacht des Zweiten Weltkrieges in Konflikt und kam ins Gefängnis nach Fresnes. Nach dem Krieg wurde er Ehrenpräsident des MRP (Mouvement Républicain Populaire), jener politischen Partei, die ganz aus dem christlich-sozialen Gedankengut Marc Sangniers hervorging. Daß der französische Katholizismus heute für die sozialen Fragen so aufgeschlossen ist, darf man zum großen Teil dem Gründer des „Sillon“ zuschreiben. Wenn sein Schüler Georges Bidault in der Leichenrede zu Notre Dame in Paris sagte, keiner hätte zu ihm kommen können, ohne daß er gezwungen gewesen wäre, seine Frage anders zu fassen, dann gilt das in erhöhtem Maße von der sozialen Frage selber. Für Marc Sangnier konnte sie nur gelöst werden, wenn die Menschen hinter ihrer Brüderlichkeit ihre Bruderschaft in Christus entdeckten. Und da sein Herz von Christus brannte, ging ein großes Leuchten von ihm aus.

Menschen im Sturm. Ein junger Publizist, Jürgen Thorwald, hat es unternommen, die Katastrophe des deutschen Ostens 1945 in zwei Bänden zu schildern: „Es begann an der Weichsel“, „Das Ende an der Elbe“ (Stuttgart, Steingrüben Verlag, 350 und 415 S.). Auf Grund ungezählter Befragungen, Berichte, Briefe, Tagebuchaufzeichnungen ist es ihm gelungen, das furchtbare Geschehen jener letzten Monate zu einem Bilde zusammenzuschauen, das die grauenvollen Züge des militärischen und politischen Zusammenbruchs bis zum bitteren Ende wahrheitsgetreu enthüllt. Die beiden Bände sind nicht nur ein erschütterndes Dokument jener Tage übermenschlich-unmenschlicher Drangsal, sie könnten, im Ausland gelesen, auch viel Verständnis wecken für das „Unterbewußte“ im deutschen Volksbewußtsein von heute, das von manchen westlichen Völkern augenblicklich so schwer verstanden wird.

Daß aber auch in dieser Nacht des Grauens die Sterne nicht ganz erloschen waren, zeigt der vom Göttinger Arbeitskreis herausgegebene Sammelband „Dokumente der Menschlichkeit aus der Zeit der Massenausreibungen“ (194 S., Holzner Verlag, Kitzingen/Main). Es ist ein Goldenes Buch menschlicher Güte und Hilfsbereitschaft, ein Ehrendenkmal, das Heimatvertriebene aller Stände in schlichten Worten ihren Helfern gesetzt haben, ob es nun Amerikaner waren oder Belgier, Dänen oder Engländer, Franzosen (die nach Zahl und Umfang der Dankberichte an der Spitze marschieren), Litauer, Polen, Russen oder Tschechen. Gemessen an den Unmenschlichkeiten jener Tage waren diese Taten der Güte zahlenmäßig in der Minderheit, aber daß sie geschahen, ist Trost und Ermutigung zugleich.

Umschau

Mariendogma und Una-Sancta-Bewegung

Wenn Papst Pius XII. die Lehre von der leiblichen Aufnahme Mariens in die himmlische Herrlichkeit zur Würde eines definierten Dogmas erhob, so darf es nicht wundernehmen, daß auch die nichtkatholischen Christen bei dieser feierlichen Verkündigung aufhorchten und sich über deren Tragweite ihre Gedanken machten. Eine gewisse Verwun-

derung und Beunruhigung ließ sich feststellen, die aber nicht entfernt an die Erregung heranreicht, mit der im Jahre 1870 das Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit aufgenommen wurde. Der tiefere Grund der heutigen Beunruhigung liegt offenbar in der einfachen Tatsache, daß bei dieser Gelegenheit der Unterschied zwischen den getrennten Kirchen in der Beurteilung der Glaubensregel scharf ins Bewußtsein tritt. Die Protestanten sehen in der Hei-

ligen Schrift die einzige Glaubensregel, während die Katholiken ihren Glauben auf die Heilige Schrift und die Tradition stützen. Der Unterschied ist zwar allbekannt, trotzdem ist man mehr oder weniger erstaunt, wenn sich aus ihm praktische Folgerungen ergeben wie bei dem neuen Mariendogma, das ja entscheidend auf der Tradition beruht. Ist aber einmal der Gegensatz der Konfessionen an einem Punkt erwacht, dann geschieht es leicht, daß sich von ihm ausgehend der Kreis der Fragen und Bedenken auf das ganze zwischen den Konfessionen strittige Gebiet ausdehnt. Das ist nun auch jetzt wieder der Fall, und darum liegt aller Anlaß vor, durch Darlegung der Sachlage eine unnötige Verschärfung der konfessionellen Gegensätze zu verhüten.

In einer gemeinsamen Erklärung der evangelisch-lutherischen Bischöfe in Deutschland heißt es, daß die „dem Evangelium widersprechende Dogmatisierung der Himmelfahrt Mariä“ sie mit besonderem Schmerz im Blick auf das Verhältnis der christlichen Kirchen zueinander erfülle; mit ihr werde die Voraussetzung einer Annäherung zwischen den getrennten Kirchen verlassen, daß nämlich das Zeugnis der Apostel die Grundlage der kirchlichen Lehre sein müsse. In ähnlicher Weise hatten sich schon vorher anglikanische Bischöfe geäußert und das neue Dogma als ein weiteres Hindernis auf dem Wege zur Einheit aller Christen bezeichnet. Wie von selbst kehrt auch die Behauptung wieder, daß nun alle Bemühungen um eine konfessionelle Verständigung ihren Sinn verloren hätten und zumal die Una-Sancta-Bewegung endgültig erledigt sei. Gerade dem Zusammenhang zwischen Mariendogma und Una-Sancta-Bewegung widmeten die auch in Deutschland weitverbreiteten „Basler Nachrichten“ (Nr. 471 vom 4./5. November) einen längeren Aufsatz, der die völlig irreführende Überschrift trägt: „Das Ende einer Illusion“. Sein Verfasser ist der Chefredakteur der Zeitung P. Dürrenmatt, ein auch theologisch interessier-

ter Laie. Die Form seiner Ausführungen bietet zu Beanstandungen keinen Anlaß, da sie Ernst und Würde wahrt; ihr Inhalt aber bedarf der Berichtigung, um Mißverständnissen vorzubeugen und vor allem klarzustellen, ob es sich bei der Una-Sancta-Bewegung wirklich um eine Illusion gehandelt hat oder handelt, der durch das neue Mariendogma der Boden entzogen worden sei.

Es ist richtig, wenn in dem Aufsatz gesagt wird, daß „Una Sancta“ die eine heilige Kirche bedeutet und daß zwischen Protestanten und Katholiken Gespräche über die Möglichkeit geführt wurden, die Glaubensspaltung aufzuheben und alle christlichen Konfessionen wieder in einer Kirche zu vereinigen. Diese Gespräche gingen keineswegs von einer Illusion aus, sondern beruhten auf der übereinstimmenden, in der Not unserer Tage neuerwachten Glaubensüberzeugung aller Christen, daß die Spaltungen in der Christenheit dem ausdrücklichen Willen Christi schroff widersprechen (Joh. 17, 21. 23), also überwunden werden müssen. Am Anfang der ganzen ökumenischen Bewegung steht das ernste, oft wiederholte Wort des anglikanischen Bischofs Charles Gore¹ „Wenn irgend etwas gewiß ist, so ist es dies, daß sichtbare Einheit in der Kirche seiner Jünger der Wille Christi war. Wenn dem so ist, dann sind wir in einem erschrecklichen Maße von seinem Willen abgewichen.“ Diese gemeinsame, beschämende und antreibende Erkenntnis beseelt in allen christlichen Kirchen die Bemühungen um die kirchliche Einheit. Da aber die Träger und Förderer der christlichen Einigungsbestrebungen eben keine Phantasten sind, die Illusionen nachhängen, sondern dem wirklichen Leben sehr nahestehen, so sind sie sich darüber klar, daß die Una Sancta, die eine Kirche nur ein Fernziel sein kann, daß wegen der vielen und tiefgehenden Gegensätze eine dogmatische und organisatorische Einigung der christlichen Kirchen hier

¹ Catholicism and Roman Catholicism (London 1922) 44.

und jetzt und auf absehbare Zeit nicht möglich ist. Man würde also die Lage in der Gesamtkristenheit ganz gründlich verkennen und in der Tat einer Illusion verfallen, wenn man es so darstellen wollte, als ob die christlichen Kirchen unmittelbar oder nahe vor ihrer Einigung gestanden hätten, und nun hätte das neue Mariendogma diese Möglichkeit zerschlagen oder wesentlich erschwert. Selbst die evangelischen Kirchen sind von einer Einigung untereinander weit entfernt, worüber weder Stockholm noch Lausanne noch Amsterdam den geringsten Zweifel gelassen hat. Erst recht kann von einer Einigung der christlichen Kirchen mit Rom keine Rede sein.

In nüchterner Erkenntnis dieser keineswegs erhebenden Wirklichkeit begnügt sich die ökumenische wie die Una-Sancta-Bewegung, ohne das durch den christlichen Glauben gebotene Fernziel der einen Kirche aufzugeben, mit der durchaus bescheidenen, aber wichtigen Aufgabe, die Einheit, die sie nicht verwirklichen kann, in behutsamer, geduldiger Weise vorzubereiten. Das geschieht in einer doppelten Richtung: durch Zusammenarbeit in praktischen Lebensfragen auf Grund des gemeinsamen christlichen Ethos („Stockholm“) und durch brüderliche theologische Aussprachen mit dem Willen zur Verständigung, um klarzustellen, worin die einzelnen Kirchen übereinstimmen und worin sie nicht übereinstimmen („Lausanne“). Durch diese Aussprachen soll erreicht werden, daß die vielen Vorurteile und Mißverständnisse behoben werden und der unaufgebbare geistige Kampf um die Sache, nicht aber um Zerrbilder geht. Es ist nicht einzusehen, was an dieser doppelten Aufgabe durch das neue Mariendogma geändert werden sollte. Ja, das Gespräch kann hier gleich an das neue Dogma anknüpfen; denn es ist einer der vielen Punkte, in denen die christlichen Kirchen nicht übereinstimmen. Dabei kommt es darauf an, den Sinn des neuen Dogmas und seine Stellung in der katholischen Glau-

benslehre herausstellen. Dürrenmatt meint, daß die katholische Kirche durch die neue Verkündigung die Marienverehrung zum Dogma erklärt habe. Das ist zum mindesten ein sehr mißverständlicher Ausdruck. Das Dogma vom 1. November verkündet eine heilsgeschichtliche Tatsache, die leibliche Aufnahme Mariens in den Himmel. Hinsichtlich der Heiligen- oder Marienverehrung wird nichts Neues gesagt. In dieser Beziehung bleibt es nach wie vor bei der Lehre des Trienter Konzils, daß es gut und heilsam ist, die Heiligen in Demut anzurufen und anzuflehen, um durch ihre Fürbitte Wohltaten von Gott durch seinen Sohn Jesus Christus unseren Herrn zu erlangen, der unser einziger Erlöser und Heiland ist.² Schon dieses Beispiel zeigt, daß die Una-Sancta-Gespräche durch das neue Dogma ebenso wenig behindert werden, wie sie bisher durch das Dogma von der Unbefleckten Empfängnis Mariens und das Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit behindert worden sind.

Nach der subjektiven Seite hin sei noch eine Bemerkung beigefügt. Es gibt heute viele evangelische Christen, die sich redlich um ein besseres Verständnis des Katholizismus bemühen, es sogar als eine Art Kränkung empfinden, wenn man sie Protestanten nennt. Sie werden sich auch durch das neue Dogma nicht gestoßen fühlen, sondern es als Anlaß benutzen, sich über seinen Sinn und seine Begründung näher zu unterrichten. Kurz vor der Verkündigung des neuen Dogmas besuchte mich ein angesehener evangelischer Theologe und erklärte mir, er werde die Erregung bei den Protestanten nicht mitmachen; denn er kenne die katholische Mariologie und wisse daher, wie sehr das neue Dogma auf der Linie der bisherigen theologischen Entwicklung in der katholischen Kirche liege; werde ja doch das Fest Mariä Himmelfahrt in der katholischen Kirche schon seit vielen Jahrhunderten gefeiert. Es gibt heute aber auch viele evangelische Christen, die sich mit vollem Bewußtsein Protestanten nennen und keinerlei Interesse daran haben, daß sich der Gegensatz zwischen Rom und

² Denzinger, Enchiridion n. 984.

Wittenberg mildert. Sie werden natürlich begierig nach dem neuen Mariendogma greifen, um ihre gewohnte Protesthaltung zu versteifen. Doch wenn sie ganz ehrlich sein wollten, müßten sie gestehen, daß dies eigentlich nicht an dem neuen Dogma, das ihnen vielleicht ganz willkommen ist, liegt, sondern eben an ihrer liebgewonnenen Gegensatzhaltung, die sie keineswegs aufzugeben beabsichtigen.

Angesichts der bestehenden konfessionellen Unterschiede drängt sich natürlich die Frage auf, wie denn Gott jemals die Einigung der Christenheit in einer Kirche überhaupt herstellen könnte. Das wissen wir ebensowenig wie die Apostel einen gangbaren Weg sahen, auf welche Weise das Römerreich zum Evangelium des Kreuzes bekehrt werden könnte. Hier wie dort ein Werk, das über die menschliche Kraft geht. Aber der Schleier, der uns eine ferne Zukunft verhüllt, hindert nicht die Arbeit, die vor unseren Füßen liegt. Darum können Schwierigkeiten, Rückschläge und die Langsamkeit des Fortschritts die Arbeiter am Werk der christlichen Einigung nicht entmutigen. Immer wieder werden sie mit Petrus zum Herrn der Kirche sprechen (Luk. 5,5): „Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen“, doch voll Vertrauen auf den Beistand von oben werden sie fortfahren: „Aber auf dein Wort will ich das Netz auswerfen.“ Und die Katholiken werden auch weiterhin zur Himmelskönigin um die christliche Einigung beten, die ihr göttlicher Sohn uns als Testament hinterlassen hat.

Max Pribilla S. J.

Philosophentagungen im Herbst 1950

In Rom fand vom 11.—17. September der dritte internationale Thomistenkongreß statt. Die etwa 300—400 Teilnehmer, meist Weltpriester und Ordensleute, aber auch eine Anzahl Laien, stammten aus aller Welt. Das Thema der Tagung, „Philosophie und Religion“, war in sechs Teilgebiete aufgegliedert: der Gottesbeweis, die Rolle der Vernunft im Vollzug des Glaubensaktes, die Reichweite der natürlichen Erkenntnis vom Ziele des Menschen, die Beziehung

zwischen Religion und Geschichte, das Verhältnis der heutigen Philosophie zum christlichen Glauben, die Aufgabe der Philosophie bei der Erforschung des mystischen Lebens. In die verschiedenen Fragebereiche führte jeweils ein umfassender Hauptvortrag ein, dem sich die kürzeren, mehr Einzeluntersuchungen gewidmeten „Mitteilungen“ anschlossen.

Wie bei katholischen Philosophen zu erwarten war, zeigte sich eine tiefe Gemeinsamkeit in den Grundfragen; zugleich aber trat ein solcher Reichtum voneinander abweichender oder gar einander entgegengesetzter Auffassungen hervor, daß gegenseitige Befruchtung und anregender Austausch möglich waren. Dazu trug viel das Bestreben bei, die große Überlieferung der philosophia perennis lebendig und persönlich zu vollziehen. Auch ging man darauf aus, dem außerkirchlichen Denken der Neuzeit, besonders der Gegenwart, gerecht zu werden und dessen wertvolle Errungenschaften für den Ausbau der eigenen Lehre nutzbar zu machen. Selbst dem Existentialismus, vor dessen Einseitigkeiten die Enzyklika „*Humani generis*“ kurz vorher gewarnt hatte, wurden mit Hilfe der von derselben Enzyklika empfohlenen kritischen Unterscheidung positive Seiten abgewonnen, wobei die christlich gerichtete Existenzphilosophie Anerkennung fand. So entrollte sich ein anschauliches Bild von dem echten Ringen und den eindrucksvollen denkerischen Leistungen der christlichen Philosophen, die nicht länger abseits, sondern mitten im Philosophieren unserer Zeit stehen wollen.

Für die Zukunft wäre zu wünschen, daß die Zahl der Vorträge verringert und der Diskussion oder dem wissenschaftlichen Gespräch breiterer Raum gewährt werde; auf diese Weise ließen sich leichter Referate ausscheiden, die für Fachgenossen kaum Anregungen zu bieten haben. Auch sollte man noch mehr über das Haften am Buchstaben des Überlieferten hinauswachsen; das Denken muß durch alle Texte hindurch schließlich doch zur Sache selbst vor-